

## Erwiderung zur Laudatio von Dr. Edo Reents zur Verleihung des Fallada Preises / Arezu Weitholz

Ende Februar träumte ich von diesem Abend. Nur hatte ich meine vorbereitete Rede vergessen und was man einen Blackout nennt. Ich träumte, dass ich während dieser Veranstaltung rausrannte, um schnell noch ein paar Notizen zu machen, aber natürlich fiel mir nichts ein. Ich wurde immer nervöser, auch weil in meinem Traum ein neunzigjähriger Hans Fallada im Publikum saß. In einem Wahnsinn, wie man ihn nur im Traum haben kann, dachte ich dann, dass es eventuell eine gute Idee sein würde, zu erzählen, dass ich wie auch er einmal im Gefängnis saß.

Das war 1999 in Südafrika – eine lange Geschichte, es hatte etwas mit meinem Visum zu tun, und es war – gottseidank – auch nur eine Nacht. Aber wenn man da drinsitzt, weiß man das erstmal nicht. Es war auch ein Gefängnis, wie man es sich vorstellt, Gitterstäbe, Steinfußboden, kalt, eng, meine Zellengenossinnen saßen allesamt wegen Gewaltverbrechen - und was tat ich – nachdem die Gittertür mit einem filmreifen Krach hinter mir zugefallen war? Ich öffnete meine Handtasche - seltsamerweise war ich damals mit ihr eingesperrt worden – ich bot ihnen Schokolade und Zigaretten an. Dann setzte ich mich auf eine der verlausten Decken, nahm einen Stift und schrieb. Und als das Papier alle war, schrieb ich auf Quittungen, und als da kein Platz mehr war, auf Toilettenpapier. Ich schrieb, weil ich damit so tun konnte, als hätte mein Dasein einen Zweck. Den der Chronistin, der Beobachterin. Ich war nicht eingesperrt. Ich war auf Reportage. Meine Zeilen erschienen später in der SZ als Artikel, es war mein erstes langes Stück, mein Aufbruch in die Welt des freien Schreibens, aber in dieser Nacht war es eine Art Rettungsfloß, das mich durch die Stunden bis zum Morgen trug. Wer sonst nichts ist, ist Kamera, ist Filter, Perspektive. Man selber verschwindet, die Perspektive bleibt, man hat ja sonst nichts.

Hans Fallada verbrachte 1925 fast 2,5 Jahre im Gefängnis. Schreiben konnte er dort nicht. Er sagte aber hinterher:

*Ich fühle mich ein wenig wie ein Reisender, der aus einem unbekanntem Weltteil zurückgekehrt ist. Ich bin dort gewesen, wo die Seele seltsame Veränderungen erleidet oder, nach längerer Haft, schon erlitten hat.*

Nach seiner Entlassung kaufte er mit Hilfe seines Schwagers Fritz Bechert für 150 Mark eine gebrauchte Schreibmaschine. Angeblich schrieb er mit dem zwei Finger Suchsystem. Es war

eine Remington Portable. Überliefert ist, er liebte sie. In Hamburg schrieb er zunächst Adressen. Dann, 1929, wurde er Annoncenwerber und Lokalredakteur hier am General Anzeiger Neumünster. Da war er 36.

Der Grund, warum wir heute Abend hier sind. Einer der Gründe.

Er sollte damals als Journalist über einen Prozess berichten, bei dem gegen Bauern verhandelt wurde, es waren Bomben auf Finanzämter geworfen worden. Er durfte nicht so darüber schreiben wie er wollte und machte aus dem Stoff ein Buch. Der Roman, der 1931 erscheint: Bauern, Bonzen und Bomben. Er schrieb später:

*Aber wie das nun einmal bei einer Zeitung so ist, ich durfte nicht ganz so über die Dinge berichten, wie sie mir vorkamen, ich hatte der politischen Tendenz des Blattes entsprechend zu berichten, und wie es meine städtischen Leser erwarteten, kurz: Ich hatte nie das schreiben können, was ich auf dem Herzen hatte.*

Was er auf dem Herzen hatte. Es ist interessant, dass er das sagt.

Er hätte auch sagen können: Was ich im Kopf hatte. Aber er sagt: auf dem Herzen. Und das – finde ich – ist ein gewaltiger Unterschied. Es ist in der Kunst eine unübliche Frage – es heißt ja immer: Was hat sich der Künstler dabei *gedacht*?

*Beinahe Alaska* ist auch so entstanden. Ich saß während einer Reise, die ich für die FAS machte, auf einem Felsen in Rigolet, einem entlegenen Ort in Labrador an der Ostküste Kanadas und blickte hinab in eine Bucht. Zuvor waren wir bereits in Grönland gewesen und noch weiter oben im Norden in den Torngat Mountains, ich war als Mitglied einer Expeditionskreuzfahrt dort, so nennt man das, wenn man eine Schiffsreise macht, wo man nicht nur isst und guckt, sondern auch lernt und läuft.

Ich saß also auf diesem Felsen und weiß noch ganz genau, die Sonne schien, irgendwelche Vögel zwitscherten, das Schiff lag da so in der Bucht, ich saß umgeben von Moos und Zwergbirken, irgendwo kläffte ein Hund, und wir waren nach vielen langen Tagen zum ersten Mal wieder umgeben von Natur, von Grün, von Leben. Aber irgendwas stimmte nicht.

Zu Hause in Berlin schrieb ich eine Reportage, aber dieser eine Moment und die Arktis ließen mich nicht in Ruhe, ich hatte noch was auf dem Herzen.

Aber was ist das, was man da auf dem Herzen hat?

Das ist eine gute Frage, weil meistens weiß man das selber nicht.

Oft weiß man ja nur – da ist was. Das wiegt was.

Deswegen ist Musik auch so schön, weil sie erkennt, was das ist, aber keine Worte dafür braucht.

Fragt man Herbert Grönemeyer, was der Musik zugrunde liegt, die er schreibt, spricht er von einem Grundgefühl. Das sei der Kern jeder Musik. Das Grundgefühl, sagt er, sei in etwa, als würde man einen Roman lesen, der einem keine konkrete Geschichte erzählt, aber ein deutliches Gefühl hinterlässt.

Die Aufgabe eines Schriftstellers ist es, diesen Roman zu schreiben. Oder das Gedicht. Oder die Erzählung. Oder das Gebilde aus Worten, das später einem Genre zugeordnet wird – aber das ist erstmal nicht die Aufgabe des Schreibenden. Es muss uns egal sein, was es wird.

Unsere erste Aufgabe ist es, dem nachzuspüren, was auf dem Herzen liegt. Mit unserem ganzen Können, mit unserem Stil, mit Erfahrung und Sprachmacht – sofern wir sie haben.

Hans Fallada hat dieses Grundgefühl offenbar gekannt. Er litt nach eigenen Aussagen schon als Junge unter einer wahren Lesewut und bezeichnete sich später als kopfhängerisches Kind.

In seinem Aufsatz „Was liest man so auf dem Lande“ schrieb er:

*Wir wissen, wie wir uns von unsern ersten Jungentagen weiterlasen, von Buch zu Buch, wie wir eindringen in diese Geheimgänge, wie wir allen Verwandten unbegreiflich trostlos erschienen, da wir jeden neuen Tag die Götter vom vorigen lachend entthronten, bis wir schließlich vordrangen bis zum Blute des Buches selbst, dem Stil, seinen Verästelungen nachspürten, wie uns die leise Hebung einer Zeile entzückte, ein Beiwort, das ein wenig aus dem Gefüge herausgerückt war und das schlicht und unaufdringlich für sich stand, zu Tränen verführte.*

Bei mir ist es eine Mischung aus Denken und Hören. Es muss klingen. Wenn ich Songtexte schreibe, muss ich manchmal laut singen, was ich geschrieben habe, damit ich weiß, ob die Zeilen auf die Melodie passen, die man mir gegeben hat.

Gottseidank muss ich das beim Buchschreiben nicht. Ich höre das im Kopf. Beziehungsweise ich höre was, und entweder stimmt es oder es stimmt nicht.

In der Jury-Begründung hieß es, ich hätte einen Text geschrieben, der vieles ausspart, der zur kargen Landschaft passt.

Der vieles weglässt.

Der Maler Max Liebermann hat mal gesagt: Zeichnen ist Weglassen.

Ich würde sagen: Schreiben ist Weglassen.

Deswegen war mein Buch am Anfang länger als am Ende, und auch wenn mein allererster Textchef, der immer meinte, man könne alles kürzen, dabei nicht unbedingt von Büchern sprach, so ist das Weglassen eine Sache, die ich gerne tue.

Ich mag Pausen. Ich mag Leerstellen. Ich mag die Stille. Das Nichts. Das nie Nichts ist. In dem was drinsteckt.

In einem Interview wurde ich letzte Woche zum Reisen befragt, und welchen Ort ich gern mag. Ich antwortete: den Norden. Warum, wurde ich gefragt.

Ja, warum? Da ist es nicht warm, dauernd weht der Wind. Nie weiß man, ob es regnet oder nicht. Aber das Schöne am Norden ist eben genau das.

Die Landschaft ist kahl, karg und weit.

Die Natur belügt mich nicht mit einem Glück, das es vielleicht gar nicht gibt.

Man kann sich gut denken hören im Norden.

Wer einmal ganz weit oben war, an der Grenze des borealen Nadelwaldes, in der Tundra oder in der Arktis, der weiß, wovon ich spreche.

Das Licht ist da anders, klarer, schärfer und brillanter.

Die sauerstoffarme Luft macht das.

Nicht nur die Menschen sind in solchen Gegenden schnörkellos, auch ihre Sprache ist eine andere, und die Landschaft erst recht.

Da wächst der Wald - auf dem Fußboden. Man muss sich hinabbeugen, um die Flechten von Moos zu erkennen, man muss genau hinschauen, und dann sieht man die Natur, wie sie kämpft, wie sie keine Chance hat, unter den erbarmungslosen Temperaturen von Minus 40 Grad im Winter, aber wie sie sich im Frühling in den kleinsten Verästelungen und leuchtenden Farben ausbreitet, wie sich das Leben sich einen Weg in die Welt hinauskämpft.

In einer leeren Landschaft kann man das sehen.

Ich könnte jetzt über das Reisen sprechen. Von der Freiheit des Reisens.

Von der Freiheit der Gedanken.

Vom Alleinreisen, umgeben von Menschen – und warum das Literatur ist. Aber ich möchte noch etwas zur Ambivalenz zwischen dem Alleinsein und dem „unter Menschen“ sein sagen.

Zur Vereinzelung.

Hans Fallada landete nach der Schule als Landwirtschaftseleve in Thüringen, wurde Assistent der Landwirtschaftskammer Stettin und wissenschaftlicher Mitarbeiter bei der Kartoffelanbaugesellschaft Berlin.

Auf dem Rübenacker ist aus ihm ein Schriftsteller geworden. Warum? Er lernt mit Menschen zu „schwätzen“, er gehört dazu. Er kann ja nicht anders, schreibt er später, als zuhören, lernen, wie sie reden, was sie reden, was sie für Sorgen haben, was ihre Probleme sind – was sie auf dem Herzen haben. Er schrieb im Text „Wie ich Schriftsteller wurde“:

*Sehen Sie, das ist es, was mir meine Landwirtschaftszeit eingetragen hat, dass ich aus der Vereinzelung herausgerissen wurde, dass ich mit zu allen gehörte, zu ihren Sorgen, Freuden und Nöten. Und das war eigentlich sehr gut für mich.*

Der Mensch von der Wasserkante – so hat sich Hans Fallada später bezeichnet, habe ich gelesen. In Greifswald geboren, hat er in Rostock, Stralsund und Rügen, und auch hier gelebt. Selbst sein großer Erfolg „Kleiner Mann was nun“ – geschrieben im Hinterland (Carwitz) - beginnt in der Nähe zur Ostsee.

Der Mensch an der Wasserkante ist ein Mensch, hinter dem das Land aufgehört hat.

Und vor ihm liegt – ja was? Das Meer?

Wer auf das Meer schaut, sieht immer etwas, das größer ist als er selbst.

Wer auf das Meer schaut, sieht auch Hoffnung.

Ein Mensch von der Wasserkante ist aber auch ein Mensch am Rand. Beim Reisen sind es oft die Ränder, an denen man die guten Geschichten findet. Die interessanten Menschen. Die wahren Gedichte.

Ich bin als Adoptivkind in einem kleinen deutschen Dorf aufgewachsen, meine leiblichen Eltern stammten aus dem Iran und der Türkei. Ende der Sechziger Jahre in Deutschland war ein ausländisches Baby eher eine Seltenheit auf dem Land, und so wuchs ich als Palme im Flachland auf – umgeben von einer wunderbaren Familie und netten, teilweise nicht so netten, Dorfbewohnern. Die netten waren hinreißend, die doofen – man kennt das auf dem Land – sind halt so.

Ich wusste als Kind nicht, warum ich dauernd angestarrt wurde. Ich hieß Britta, nicht Arezu, ich trug Zöpfe, und beim Kinderkarneval verkleidete man mich als Cowboy, nicht Indianerin, als Hollandmädchen, all das nutzte natürlich nichts, und so starrten die Leute weiter, ich konnte das nicht erklären, geschweige denn die Worte finden, für dieses leichte Unwohlsein, diese Sache, die keiner aussprach. Man muss nicht adoptiert sind, um das nachzufühlen, aber mir hat es geholfen.

Damals lernten wir im Kindergottesdienst ein Lied, das mich nachhaltig beeindruckte. Die Gedanken sind frei. Die Gedanken sind frei, keiner kann sie erraten. Das war ein Ding: Ich war frei. Ich konnte denken, was ich wollte. Niemand würde es erraten. Und dann brachten sie mir das Schreiben bei. Naja, und das ist irgendwie – das macht mich aus.

Ich schreibe seitdem, was sich in diesem Dampfkochtopf meines Gehirns verdichtet hat, weil ich es vorher auf dem Herzen hatte. Ich schreibe, um nicht zu platzen, ich schreibe, weil ich das erklären will, wofür es keine Worte gibt, ich schreibe, weil ich ein Zuhause haben möchte, weil ich eins schaffen will. Und ich schreibe am liebsten vom und über den Rand.

Es ist ein Geschenk, das tun zu dürfen. Ein Geschenk, für das ich mich bei den Menschen bedanken möchte, die mich aufgenommen haben, bei meinen Freunden, die mir ein Zuhause sind. Die mich aus der Vereinzelung immer wieder herausreißen und die es mir gestatten zu schreiben, was ich auf dem Herzen habe.

Dank an meine Lektorin Sophia Hungerhoff und meine Verlegerin Katja Scholtz, die meinem Buch in die Welt geholfen haben. Dank an die Jury & die Stadt Neumünster für diesen besonderen Preis im Namen eines so besonderen Schriftstellers. Danke für die Anerkennung und die Würdigung.